

Giovanni Maio

Ethik der Verletzlichkeit

HERDER The logo for Herder's 45th anniversary, featuring a large, stylized '4' and a smaller '5' that is partially enclosed within the bottom curve of the '4'.

FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2024
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Satz: ZeroSoft, Timisoara
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-60132-3
ISBN E-Book (EPUB) 978-3-451-83238-3

Inhalt

Kapitel 1: Der verletzbare Mensch – Eine Einführung	9
1. Die Illusion der Nichtangewiesenheit	13
2. Die Interdependenz mit anderen als Grundstruktur menschlichen Lebens	17
Literatur	18
 Kapitel 2: Warum die Verletzlichkeit konstitutive Bedingung menschlicher Existenz ist	 19
1. Die Unhintergebarkeit der Verletzlichkeit	19
1.1 Die Leibgebundenheit der menschlichen Existenz . . .	20
1.2 Das Verwiesensein auf andere	22
1.3 Die Unaufhebbarkeit des Unverfügbaren	26
1.4 Die radikale Endlichkeit des Lebens	28
2. Der Zusammenhang zwischen konstitutiver und situativer Verletzlichkeit	29
3. Verletzlichkeit als Verhältnis	32
Literatur	33
 Kapitel 3: Grundelemente der Verletzlichkeit	 37
1. Zustand der Schweben	38
2. Fraglichwerden der Integrität.	40
3. Ausgesetztheit	41
4. Entwicklungsoffenheit.	42
5. Verletzlichkeit als Ressource	46
Literatur	48

Kapitel 4: Die Verletzlichkeit und die Medizin 51

1. Die problematische Verwendung des Vulnerabilitätsbegriffs in der Medizin	52
2. Für ein neues Verständnis von Verletzlichkeit in der Medizin	58
3. Verletzlichkeit als das Nicht-Feststehende	60
4. Verletzlichkeit durch die spezifische Situation der betroffenen Person	63
Literatur	66

Kapitel 5: Die Scham als Paradigma der Verletzlichkeit . . . 69

1. Scham als das Gefühl, die Ganzheit zu verlieren	70
2. Scham als imaginierter Riss im Selbstideal	71
3. Scham als Erschütterung der Selbstachtung	73
4. Scham als existenzielle Verunsicherung	74
5. Scham als tief empfundene Einsamkeit	76
6. Scham als Ausdruck eines Schutzbedürfnisses	77
7. Die Scham im Kontext des Krankwerdens	78
8. Das Bewussthalten der Verletzlichkeit und der heilsame Takt	79
Literatur	82

Kapitel 6: Die Sorge als entscheidende Antwort auf Verletzlichkeit 85

1. Grundelemente der Sorge	86
1.1 Ungleichgültigkeit	86
1.2 Entproblematisierung der Angewiesenheit	88
1.3 Die responsive Struktur der Sorge	90
1.4 Sorge als Entwicklungsaufgabe	92
1.5 Sorge als konkretes Beziehungshandeln	95
1.6 Sorge als Verwirklichung situativer Kreativität	97

1.7 Sorge als Ermöglichung von Selbstachtung	98
2. Das Wechselverhältnis von Sorge und Verletzlichkeit . . .	99
3. Schlussfolgerungen	101
Literatur	103

Kapitel 7: Das komplementäre Verhältnis von Angewiesenheit

und Autonomie	105
1. Der Begriff der Autonomie	107
2. Relationale Autonomie	109
3. Autonomie als die andere Seite der Angewiesenheit . . .	112
4. Die Verschränkung von Selbst und Gemeinschaft	114
5. Autonomie als Schwester der Angewiesenheit	115
Literatur	118

Kapitel 8: Die ausgeblendete Verletzlichkeit in der Debatte

um die Eigenverantwortung	121
1. Strukturelle Mitbedingtheit von Gesundheit	124
2. Soziale Bringschuld des Staates	126
3. Der Reduktionismus des unternehmerischen Selbst . . .	131
4. Politik der Vulnerabilisierung der besonders Vulnerablen	132
5. Remoralisierung von Gesundheit	135
6. Eigenverantwortung durch Sorge	138
Literatur	140

Kapitel 9: Für eine Ethik der Verletzlichkeit

1. Wiederentdeckung der Autonomie in ihrem Verhältnis zur Angewiesenheit	146
2. Verletzlichkeit als Befähigung zur Sensibilität	148
3. Einsicht in die Kostbarkeit des Verletzlichen	149
4. Verletzlichkeit als Aufruf zur Verantwortungsübernahme	150
5. Verletzlichkeit als Impuls zur Wahrung von Integrität . .	151

6. Verletzlichkeit als Aufruf zur Förderung der Fähigkeiten des anderen	153
7. Die geteilte Verletzlichkeit als das Verbindende	155
8. Abschließend	157
Literatur	159

Kapitel 1

Der verletzliche Mensch – Eine Einführung

Wir leben in einer Zeit, die bestimmt ist von Erfahrungen und Eindrücken der Verletzlichkeit. Da ist die Verletzlichkeit der Natur, deren Bewusstsein so viele Menschen auf die Straße treibt, und da ist die Verletzlichkeit des Menschen, an die uns zunächst die Corona-Pandemie mit aller Wucht neu erinnert hat. Die Pandemie hat uns vor Augen geführt, dass Verletzlichkeit nicht nur ein Merkmal von Menschen in prekären Situationen ist, sondern eine Grundsignatur der menschlichen Existenz. Verletzlich ist der Mensch, weil bei aller Planung das Kontingente nicht abgeschafft werden kann. Wir können jederzeit mit Widrigem konfrontiert werden, niemand ist davor gefeit. Nach der Pandemie sind es nun die Kriege in der Ukraine und im Nahen Osten, die uns überaus schmerzhaft daran erinnern.

Mit der Pandemie und mit den Kriegen ist das schon für überwunden Gelaubte zurückgekehrt, und diese Ereignisse fordern uns zu einem neuen Denken auf. Hatte man lange geglaubt, der Mangel an selbstverständlich Notwendigem würde in unserer modernen Gesellschaft der Vergangenheit angehören, so erleben wir heute den Zusammenbruch dieser lang gehegten Gewissheit. Die Pandemie bedeutete eine Provokation für den Fortschrittsoptimismus der westlichen Länder und war zugleich ein deutlicher Fingerzeig auf die begrenzte Beherrschbarkeit der Welt. Dieser Hinweis wird durch die Kriege verstärkt, stellt sich doch mit diesen ein

Grundgefühl der Unsicherheit und existenziellen Bedrohung ein. All diese Erfahrungen kommen einem Bruch des bisherigen Glaubens an die restlose Planbarkeit des Lebens gleich und durchkreuzen die Kontinuitätserwartungen unserer westlichen Gesellschaften. Der moderne Mensch unserer Epoche fühlt sich in einer radikalen Weise ausgesetzt.

Diese Entwicklungen stellen wie ein Brennglas etwas scharf, was schon vorher und eigentlich immer schon da war, aber gerne verdrängt wurde: die Grundverletzlichkeit des Menschen. Der Mensch ist von Grund auf verletzlich – und nicht nur der Mensch: Mit ihm ist es auch das Tier, alles Lebendige, die gesamte Natur. All das zeigt sich in unseren Tagen. So liegt es mehr als nahe, den Menschen von seiner Grundverletzlichkeit her neu zu denken. Warum ist der Mensch, warum sind wir verletzlich? Wie ist diese Verletzlichkeit anthropologisch zu begreifen? Was ist Verletzlichkeit überhaupt? Und was bedeutet diese Verletzlichkeit speziell für den Umgang mit hilfsbedürftigen Menschen? Wozu fordert sie uns auf? Und schließlich mit Blick auf die Medizin, von der dieses Buch seinen Ausgang nimmt: Wie können wir im Bewusstsein der Verletzlichkeit des Menschen eine humane Medizin praktizieren? Welche Kultur ist hierfür notwendig, und wie müssen wir unser Bild vom Menschen und von der Medizin ändern, wenn wir den verletzlichen Menschen zum Ausgangs- und Zielpunkt einer modernen Medizin machen wollen?

Die Notwendigkeit, sich dieser Fragen anzunehmen, ergibt sich schon aus der Beobachtung, dass es der modernen Medizin an einer bewussten anthropologischen Fundierung fehlt. In Ermangelung einer Reflexion der eigenen anthropologischen Grundlagen wurde die Medizin anfällig dafür, be-

stimmte Menschenbilder implizit vorauszusetzen, ohne sich über diese Vorannahmen eigens Rechenschaft zu geben. Der Organismus des Menschen als zu reparierende Maschine, der Mensch als souveräner Unternehmer seiner selbst, der Mensch als von anderen losgelöstes und sich selbst genügendes Individuum – Menschenbilder wie diese haben in den letzten Jahrzehnten das Denken in der Medizin bestimmt, ohne dass eine ernsthafte Auseinandersetzung mit diesen Vorannahmen erfolgt wäre. Die Krisen unserer Zeit führen uns klarer denn je vor Augen, dass diese stillschweigend vorausgesetzten Vorstellungen vom Menschen zu einseitig gewesen sind. Sie bedürfen einer umfassenden Erweiterung, wenn nicht gar einer grundlegenden Revision.

Mit diesem Buch soll als Korrektiv zu der beschriebenen Einseitigkeit der Vorschlag gemacht werden, die Verletzlichkeit als Grundmerkmal des Menschseins in den Mittelpunkt der Medizin zu stellen und danach zu fragen, wie die Identität der Medizin und damit auch die Ethik in der Medizin vor diesem Hintergrund neu zu bestimmen wären. Die mit diesem Buch zu leistende Hinwendung zur Verletzlichkeit ergibt sich nicht nur aus der bisherigen Vernachlässigung dieser Perspektive, sondern auch aus der Beobachtung, dass wir in einer Zeit leben, in der wir eine Zunahme von Verletzlichkeitsstrukturen verzeichnen können. Diese Zunahme ergibt sich einerseits aus einer komplexer werdenden Welt, die sich im Zuge ihrer Globalisierung vom Moment der Verletzlichkeit nicht etwa emanzipiert, sondern die mit zunehmender Verflechtung immer verletzlicher wird. Zugleich erleben wir einen Trend zur Vulnerabilisierung des Einzelnen im Gefolge einer allgemeinen Flexibilisierung von sozialen Beziehungsstrukturen, insbesondere der Arbeitsbeziehun-

gen. Resultat dieser Flexibilisierung ist eine wachsende Individualisierung der Arbeitsprozesse und eine verstärkte Übertragung der Verantwortung auf den Einzelnen.¹ Durch diese Individualisierung der Verantwortung wird der Einzelne immer verletzlicher, weil er einer zunehmenden Unsicherheit im Arbeitsleben ausgesetzt ist. Je mehr aber eine Gesellschaft einseitig auf die Individualisierung von Verantwortung setzt und die strukturellen Bedingtheiten einer mangelnden Fähigkeit zur Eigenverantwortung übersieht, desto mehr schafft sie bereits durch diese gesellschaftlichen Strukturen Verlierer des Systems. Diese befinden sich in einer Situation verschärfter Verletzlichkeit, denn je nachdrücklicher suggeriert wird, jeder habe der Unternehmer seiner selbst zu sein, desto unachgiebiger fällt dann auch alles auf einen selbst zurück. Folge dieser gesellschaftlich propagierten Selbstdeutung ist die Angst davor, Verlierer zu sein, die Angst, ausgeschlossen zu werden, die Angst vor dem Verlust an Anerkennung.

Damit soll verdeutlicht werden, dass das Ausmaß der Verletzlichkeit nicht nur aus einem individuellen Mangel an inneren Ressourcen herrührt, sondern in gleicher Weise auf verletzlich machende äußere Strukturen zurückgeführt werden muss. Jedenfalls erleben wir durch den Rückbau von Sozialstrukturen eine zunehmende Vulnerabilisierung ganzer Bevölkerungsgruppen. Dieser Trend wird durch die Übernahme eines Wettbewerbsdenkens noch verstärkt, denn je mehr wir in einer Wettbewerbsgesellschaft leben, desto größer wird das Risiko, zu den Verlierern zu gehören und durch das soziale Netz zu fallen.

¹ Castel 2007, S. 60f.

Wir leben also in einer Zeit, in der die Grundverletzlichkeit des Menschen durch äußere Bedingungen eine Verdichtung erfährt, was es notwendig macht, vertiefter auf sie zu reflektieren. Es gilt, den Menschen vor dem Hintergrund der angedeuteten Vulnerabilisierungsprozesse neu und anders sehen zu lernen, ihn zunächst einmal von seiner grundsätzlichen Versehrbarkeit her zu denken, um davon ausgehend speziell zu fragen, wie sich die Medizin in ihrem Umgang mit hilfeschuchenden Menschen verstehen muss. Eine solche Vertiefung der verletzlichen Grundsignatur des Menschen wird im Folgenden mit dem Ansinnen erfolgen, aufzuzeigen, dass Verletzlichkeit kein Gegenpol zu Autonomie ist, sondern dass es einen inneren Zusammenhang zwischen beiden gibt, den es herauszuarbeiten gilt. Erst wenn erkannt wird, dass Verletzlichkeit nicht die Gegenseite von Souveränität und menschlicher Fähigkeit zur Selbstbestimmung darstellt, sondern ihr eigentliches Zentrum, wird man einen Umgang mit der Verletzlichkeit erlernen können, der dem Menschen zu bewusster Freiheit verhilft. Dieser Zugewinn an innerer Freiheit ist jedoch nicht ohne ein Zutun anderer zu erreichen und daher kann uns die Verletzlichkeit – unsere eigene, aber auch und gerade die des oder der anderen – nicht unberührt lassen. Worin diese Verletzlichkeit besteht und wie eine ethische Antwort auf sie aussehen könnte, gilt es im Folgenden zu vertiefen.

1. Die Illusion der Nichtangewiesenheit

Wie notwendig eine Grundreflexion auf die Verletzlichkeit geworden ist, zeigt sich deutlich an den vorherrschenden individualistischen Menschenbildern in der Gesellschaft wie in

der Medizin, die mit einer Huldigung der Unabhängigkeit einhergehen und mit einer Ausblendung der Perspektive, den Menschen als grundsätzlich angewiesenes Wesen zu betrachten. Die Angewiesenheit – als Teil von Verletzlichkeit – gilt seit geraumer Zeit als Ausnahme von Autonomie, ja als Gegenbegriff zur Autonomie und damit als etwas, was möglichst überwunden werden sollte. Und so verfiel man zunehmend der Illusion der Nichtangewiesenheit. Mit ihr schien die einzig vernünftige Strategie darin zu bestehen, sich gegen jede Form von Angewiesenheit zu immunisieren und diese möglichst vollständig aus dem Alltag zu verbannen. Stattdessen fand zunehmend eine Selbstdeutung Akzeptanz, wonach der Mensch sich allein aus sich selbst heraus schaffen könne, losgelöst von allem und allen anderen. Damit etablierte sich eine Anthropologie des autarken Individuums im Sinne einer bindungslosen Monade, und die relationale und soziale Verfasstheit der inneren Bewusstseinsprozesse trat weitgehend in den Hintergrund. Der selbstmächtige, autopoietische Mensch wurde zum erstrebenswerten Idealbild stilisiert, verbunden mit einer regelrechten Stigmatisierung jeglicher Form von Verwiesenheit auf andere. Verletzlichkeit und Angewiesenheit galten als Schwäche, als Makel, als Grenze, ja als Schuld – eine Deutung, die nur einen Schluss nahelegen schien, nämlich den, sich aus der Verstrickung in das Angewiesensein möglichst restlos zu befreien. Im selben Zuge wurde eine Tendenz zur Unsichtbarmachung von Verletzlichkeit befördert: Verletzlich zu sein galt zunehmend als mit Scham besetzt.²

² Vgl. hierzu Waldeck 2020, S. 968f.

Das Bild des Menschen als Urheber seiner selbst, der alles nur aus sich entwirft und der sich für alles, was in ihm vorgeht, als selbstursächlich wähnt, ist die Grundlage für den ausgeprägten liberalen Individualismus, der das Selbstverständnis der Moderne bestimmt hat. Der französische Philosoph Michel Dupuis hat dieses so beherrschende Menschenbild unserer Zeit treffend als „auto faber“ beschrieben.³ Am Ende einer solchen atomistischen Selbstdeutung des Menschen als „Verwirklicher seiner selbst“⁴ steht ein Unabhängigkeitsmythos. Dieser verbannt nicht nur Themen wie die menschliche Angewiesenheit aus dem öffentlichen Raum, sondern projiziert sie zugleich auf bestimmte Personengruppen, um sie nicht auf sich beziehen zu müssen, sich selbst also aus dem Spiel herausnehmen zu können. Auf diese Weise wird nicht nur restlose Nicht-Abhängigkeit zum Standard erhoben, sondern auch Nicht-Verwundbarkeit – und suggeriert, es handle sich bei beidem um erstrebenswerte Ziele.

Diese Entwicklung hatte ihren Ursprung zunächst in einem durchaus legitimen Anliegen, nämlich darin, den Menschen von Fremdbestimmung und einengender Abhängigkeit zu emanzipieren. Im Zuge dieses zweifellos notwendigen Emanzipationsbestrebens wurde jedoch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und so kam es zu einer undifferenziererten Negativbewertung sämtlicher Angewiesenheitsformen menschlichen Lebens als vermeintlich autonomiegefährdende und damit abzuwehrende Lebensumstände – freilich ohne dabei zu bedenken, dass es auch Verhältnisse von Angewiesenheit gibt, die Lebensbedingungen darstellen und die als solche keine zu eliminierenden Umstände sind, sondern

³ Dupuis 2020, S. 83.

⁴ Burghardt et al. 2017, S. 15.

unhintergehbare Voraussetzungen. Stattdessen verstand man pauschal jede Form von Angewiesenheit als Erniedrigung, als Unterordnung, als Verlust an Souveränität. Nur vor dem Hintergrund einer solchen Negativdeutung von Angewiesenheit wird es verständlich, warum die Moderne so strukturiert ist, als müsste in ihr der Mensch das Angewiesensein per se überwinden und hinter sich lassen. Angewiesenheit und Verletzlichkeit wurden und werden als Bedrohung der eigenen Autonomie wahrgenommen.

Mit diesen Gedanken soll verdeutlicht werden, dass wir in einer Zeit leben, in der Autonomie mit Unabhängigkeit gleichgesetzt und jedwede Abhängigkeit von der Hilfe anderer als Bedrohung der Selbstbestimmung wahrgenommen wird. Dies führt unweigerlich zu einer Stigmatisierung des Angewiesenseins. Mit dieser Stigmatisierung wird zugleich ein Seinsideal propagiert, das den Menschen als frei agierenden Unternehmer seiner selbst betrachtet, der aus einer souveränen Ausgangsposition heraus interessenmaximierende Kooperationen eingeht. Insofern in einer solchen Logik jedes Kooperieren der Nutzenmaximierung zu dienen hat, wird eben nicht auf Verbundenheit, sondern auf größtmögliche affektive Neutralität zum anderen gesetzt und damit jede Kooperation einem berechnenden Kalkül unterworfen. In einer solchen Logik wechselseitiger Instrumentalisierung erfährt das individualistische Menschenbild seine Bestätigung und Verstärkung.